

Tanz um die Mitte

Anthony Giddens

Rechts und links

Der Unterschied bleibt gültig

Wer die Mitte der Wählerschaft erobert, der gewinnt. Doch das Bemühen um die Mitte mache die Rechte und die Linke einander immer ähnlicher, bis zu dem Punkt an dem sie hinsichtlich ihrer Traditionen gar nicht mehr zu erkennen sind. Das ist der Kern einer Studie, die die *Financial Times* kürzlich veröffentlicht hat. Dabei ging sie von einer merkwürdigen Nachricht aus. Eine Gruppe von *Labour*-Abgeordneten habe sich zu Beginn des Jahres draußen vor dem Parlament von Westminster versammelt, um die »Rote Fahne«, ihre Parteihymne, zu singen. Sie wollten auf diese Weise Premierminister Gordon Brown zur Rückkehr auf den linken Tugendpfad auffordern, den der Blairismus vor einem Jahrzehnt verlassen hat.

Das Thema ist ernst genug und verdient eine Überlegung. Leben wir wirklich in einer Zeit, in der sich, in Großbritannien oder anderen westlichen Ländern, rechts und links ähnlich oder wenigstens ähnlicher geworden sind, so dass ihre Positionen in vielen Punkten übereinstimmen und zur Mitte hin konvergieren? Meine Antwort lautet: ja, doch denke ich nicht, dass das etwas Schlechtes ist. Die Probleme lassen sich nur lösen, wenn es einen allgemeinen Konsens darüber gibt, worin sie bestehen und wie sie anzugehen sind. Umgekehrt ist es um so schwieriger, Probleme zu lösen, je polarisierter eine Gesellschaft ist.

Das sogenannte »Ende der Ideologien«, von dem heute soviel die Rede ist und wüber einige alarmiert sind, ist in Wirklichkeit ein Prozess, der mit der Konvergenz der großen politischen Parteien zur Mitte hin in den Vereinigten Staaten vor vielen

Anthony Giddens

(* 1938) Der britische Soziologe war bis 2003 Direktor der *London School of Economics and Political Science*. Seit seiner Veröffentlichung *The Third Way. The Renewal of Social Democracy* im Jahre 1998 gilt er als Vordenker eines Denkansatzes, der die Verbindung positiver Elemente aus liberalem Kapitalismus und Sozialismus propagiert.

Jahren begonnen hat. Seitdem hat er sich mit Thatcher und Reagan auf der einen Seite beschleunigt und mit Clinton und Blair auf der anderen Seite verlangsamt. Der Prozess hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten endgültig durchgesetzt. Parallel dazu haben die industrialisierten Gesellschaften das Wachstum einer gemäßigten Zone, eben der Mitte, erlebt. Um also Erfolg zu haben, muss jede Partei in dieser Zone punkten. Das ist einfach eine Realität, die man anerkennen muss, keine Frage des Verzichts auf eigene Traditionen.

Meines Erachtens jedoch bedeutet die Konvergenz zur Mitte hin nicht, dass sich rechts und links nicht mehr unterscheiden lassen. Links oder Mitte-Links verfolgt weiterhin die Ziele der sozialen Gerechtigkeit, verteidigt den Sozialstaat, ist in Fragen der Moral liberaler und großzügiger in sozialen Fragen als die Rechte, auch wenn die Differenzen in einzelnen Fragen manchmal verschwindend sein mögen.

Eine fundamentale Differenz in der heutigen Politik jedoch bleibt, auch wenn die Parteien zur Mitte hin konvergieren: die Differenz zwischen Modernisierern und Traditionalisten.

Ich werde nicht müde zu wiederholen, dass die Linke den Boden der ständigen

Innovation für sich besetzen muss. Doch gibt es in beiden Parteien Modernisierer und Traditionalisten: Auch auf der Linken gibt es Leute, die Interessengruppen vertreten, den status quo verteidigen, eine Haltung einnehmen, die dazu tendiert, die Dinge eher zu konservieren als zu transformieren und dem Wechsel der Zeit anzupassen.

Was außer dieser Modernisierungsanstrengung kann und muss die Mitte-Links-Parteien von heute charakterisieren und von anderen unterscheiden? Ich nenne zwei wichtige Aspekte. Die industrialisierten Gesellschaften haben einen zu hohen Grad an Ungleichheit, eine Kluft zwischen reich und arm erreicht: So lautet das erste Argument.

Und zum zweiten muss mehr getan werden, um einen ungehemmten Kapitalismus mit seinen möglichen schädlichen

Auswirkungen auf die Gesamtgesellschaft zu kontrollieren: Der kürzlich von mehreren Ländern aufgenommene Kampf gegen die Steuerparadiese ist ein gutes Beispiel für die verstärkten Kontrollen, denen der kapitalistische Markt unterworfen werden kann und muss, da diese versteckten Gelder in der Tat einen Diebstahl am Staat, mithin eine kriminelle Handlung darstellen.

Damit will ich aber, wohlgemerkt, nicht behauptet haben, dass man jetzt zur alten Linken von anno dazumal mit ihrer feindlichen Einstellung gegenüber Markt, Profit und Unternehmen zurückkehren soll. Ich sage nur, dass der Liberalisierungsschub des Marktes seine Grenzen erreicht haben könnte, dass es neue Erfordernisse geben könnte, die eine neue Phase einleiten.

Wenn ich daher der Führer einer Mitte-Links-Partei wäre, würde ich jenen zuhören, die dem Kampf gegen Ungleichheit und gegen die Exzesse des Kapitalismus ein größeres Gewicht verleihen wollen, vorausgesetzt, dass sie keine Interessengruppen vertreten, also keine Traditionalisten sind. Die Identitätskrise der Linken lässt sich schließlich auch mit einem anderen Phänomen erklären: dem Fehlen von Inspiration, Begeisterung, Hoffnung. Die Art von Gefühlen, die Barack Obama, um in der Gegenwart zu bleiben, in Amerika hervorrufen zu können scheint.

Um sich – abschließend gesagt – wieder der eigenen historischen Identität zu vergewissern, genügt es meiner Meinung nach nicht, die »Rote Fahne« zu singen; hilfreicher wäre es, ja sogar notwendig, zur Leidenschaft der Politik zurückzufinden. Es genügt nicht, eine bestimmte Position rational als richtig zu behaupten, man muss auch mit ganzem Herzen dazu stehen.

(Die Originalfassung erschien im März in der italienischen Tageszeitung La Repubblica. Aus dem Italienischen von Rüdiger Hentschel.)